

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Pfg., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 43 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Beitzelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

In Coptis bei Pirna wurde ein Cholerafall festgestellt.

Die sozialdemokratische Protestversammlung gegen die Anwesenheit des Zaren in Posen wurde von den hessischen Polizeibehörden rechtswidrig verboten.

Durch eine Jugentgleisung bei Bernay (Frankreich) wurden 7 Personen getötet und zahlreiche andre schwer verletzt.

Eine Wahlparole?

Leipzig, 12. September.

Wie bereits in der Sonnabendnummer gemeldet, leistet sich die Frankfurter Zeitung eine sensationelle Meldung, in der dem braven Theobald, der zurzeit den Kanzler des Deutschen Reichs markiert, nachgesagt wird, er habe eine Wahlparole für die kommende Reichstagswahl erdacht. Am Sonntag aber kam ein Telegramm aus Köln, worin die Kölnische Zeitung meldet, es falle dem Reichskanzler gar nicht ein, eine Wahlparole zu haben, der Mann heißt einfach Theobald und weiß von nichts. Trotzdem hält die Frankfurterin ihre Meldung aufrecht, und so wird wohl der Ill einigige Zeit dauern, und vielleicht erfährt die Welt mit der Zeit doch noch, ob Herr v. Bethmann-Hollweg überhaupt denkt. Die Sache wird indessen aus andern Gründen von einigem Interesse. So gleichgültig es nämlich ist, zu wissen, was im Hirnkasten des blauen Dragoners und Gutsheeren von Hohenzollern vorgeht, so wichtig ist es, festzustellen, wie die bürgerlichen Parteien sich zu einer Wahl stellen.

Die Frankfurter Zeitung läßt also den Herrn Bethmann-Hollweg den alten Kohl vom Schutz der nationalen Arbeit aufwärmen. „Seine Arbeit — sagt das Blatt — ist es, alle positiv schaffenden Stände unter dem Kampfschutz: Unsere Schutzpolitik ist bedroht! zu sammeln. Unter „positiv schaffenden Ständen“ wird die Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, Industrie und auch wohl die Arbeiterschaft verstanden.“ Im Anschluß daran werden dem blauen Dragoner recht machiavellische Pläne zugesprochen. Er soll hoffen, daß diese Parole wie Sprengpulver auf die nationalliberale Partei wirken wird, daß sie auch unter die übrigen Liberalen den Erisapfel werfen wird. Der Reichskanzler soll also darauf hinarbeiten, das Häufchen Liberaler zu sprengen, um eine ultrareaktionäre Mehrheit im Reichstage zu erhalten.

Ob Theobald den preußischen Machiavelli zu spielen sich vermischt, wissen wir nicht, ein Gaudium wär's jedenfalls. Was aber sicher zutrifft, ist folgendes: Unter allen Umständen wird die Frage des Schutzzolls bei den Wahlen

eine entscheidende Rolle spielen, da während der normalen Legislaturperiode des neu zu wählenden Reichstags die bestehenden Zollverträge ablaufen. Daß aber die Liberalen aller Schattierungen sich scheuen, in dieser Frage Farbe zu bekennen, ist klar. Zum Liberalismus halten noch die Schichten des mittleren Fabrikantentums, die Kaufleute und die Finanziers, ferner ein Teil der Vertreter der sogenannten freien Berufe. Diese Schichten geraten aber sofort hart aneinander, wenn es sich um den Schutzzoll handelt. Auf der einen Seite hat sich der Schutzzoll zu einem Mittel ausgewachsen, den Kartellen und Syndikaten nicht nur die Ausraubung der Konsumenten zu ermöglichen sondern auch einen Teil des Profits, der in den weiterverarbeitenden Industrien gemacht wird, in die Geldschränke der Großindustrie abzuleiten. Der Fabrikant von Blechblechen oder Maschinen ärgert sich über den Stahlverband, der ihn zwingt, Wucherpreise für Blech und Eisen zu bezahlen, aber dieser Fabrikant würde sich auch ärgern, wenn seine Fabrikate keinen Schutzzoll genießen. Die Kaufmannschaft ist zu einem Teil freihändlerisch gesinnt. Dafür ist aber wieder die Hochfinanz am Bestehen der Syndikate und somit am Hochschutzzoll interessiert. Diese Schicht ist zwar wenig zahlreich, aber sie übt gewaltigen Einfluß. Ihr Einfluß tritt auch darin zutage, daß die meisten der liberalen Kandidaten platt am Boden liegen in dem Augenblick, wo sie sich für Freihandel erklären und damit die „moralische“ Unterstützung dieser einflussreichen Kreise verlieren. Und was sollte erst aus den Klassen der liberalen Parteien werden, wenn die Herren aus der Bankwelt den Daumen auf den Beutel halten? Der Gedanke ist zu schrecklich, um ihn zu Ende zu denken. Das Häuflein der „Intellektuellen“ macht den Brei nicht fett. Aber diese Kreise sind auch durchaus zweipätzig in der Frage Schutzzoll oder Freihandel. Der einzelne Beamte der Post, der Arzt oder Rechtsanwalt sieht mit Schrecken die zunehmende Teuerung, aber auf der andern Seite kann er sich doch nicht gegen den Schutzzoll erklären; denn er stammt aus den Kreisen der Industriellen, Kaufleute oder Landwirte, er ist nicht nur in den schutzzollnerischen Anschauungen dieser Kreise befangen, sondern er ist auch in vielen Fällen materiell daran interessiert, daß die Geschäfte des Vaters oder Bruders gut gehen.

Man sieht also, es kann den Liberalen kaum etwas Schlimmeres passieren, als wenn sie bei der Wahl vor die Frage gestellt werden. Sie Schutzzoll, hie Freihandel.

Actu Wunder daher, wenn bei jener Meldung über die angebliche Wahlparole die liberale Presse die wunderlichsten Kapriolen macht. Die Frankfurter Zeitung behauptet zwar, mit einer solchen Parole zufrieden zu sein, und weist auf die Erbitterung hin, die die Lebensmittelteuerung erzeugt. Sand in die Augen! Das Blatt der konservativ-liberalen Paarung weiß doch ganz genau, daß die großen Massen, die unter dieser Teuerung leiden, allen Grund haben, den Liberalen nicht über den Weg

zu trauen. Das Blatt muß dann auch einräumen, daß bei einer solchen Parole die rheinisch-westfälische Großindustrie sofort ins freikonservative Lager abzuweichen würde, meint aber, das könnten die Nationalliberalen verschmerzen. Mit nichten! Diese Helden werden zu Brei gestampft, wenn sie die Kohlen- und Eisenmagnaten gegen sich haben.

Das Berliner Tageblatt ist ganz aus dem Häuschen. Es beschimpft den Bethmann in seiner Sonnabendnummer als „eine stark verknöcherte Bureaokratennatur, mit stark entwickelter Anlage zur Intrigue, wie sie in Ministerhotels und fürstlichen Antichambres gedeiht“. Händeringend beklagt das Mosseblatt, daß dieser Mann die Bismarcksche Politik verleugnet, bei der sich so schön im Sumpfe plätschern ließ. Und über all dem Geschimpfe finden die jungen Leute von Mosse nicht die Kraft, auch nur mit einem Sterbenswörtchen zu sagen, was denn nun werden soll, wenn sie zu dieser „intriganten“ Wahlparole Stellung nehmen müssen. Erst über Nacht kommt ihnen die Erleuchtung: im Sonntagsblatte halten sie sich über das Quartanerdeutsch der Mitteilung der Frankfurter Zeitung auf und erklären, daß sie nur spöttische Zurückweisung verdiene. Inzwischen hatten sie nämlich erfahren, daß der „verknöcherte Intrigant“ die schreckliche Parole verleugnet. Schade nur, daß in ihrem Gestammel am Sonnabend von Spott keine Spur war, dafür aber sehr deutliche Spuren schlatternder Angst.

Die Kölnische Zeitung und die Nationalzeitung waren klüger. Sie glauben nicht daran, daß Theobald den Nationalliberalen solchen Schmerz bereiten wolle, sie hoffen noch auf einen schönen Frieden mit ihm. Die Kölnische ist offenerherzig und auch klug genug, nach Hohenzollern hinüberzusehen: Es geht nicht! denn diese Parole würde nur der Sozialdemokratie dienen. Diese Zimmerprinzen! Sie vertrauen nicht mehr auf sich, auch nicht auf die Weisheit der Regierung, ihr einziger Trost bleibt, daß es eine Sozialdemokratie gibt, vor der Bethmann ebenso zittert, wie Bassermann. So ein bißchen nationaler Kummel, mit Kriegsgefahr, bedrohter „nationaler Ehre“, so etwas wie der Hottentottenkummel oder Panik vor englischer Invasion, wäre das einzige, was sowohl der Regierung als den Nationalliberalen aus dem Sumpfe helfen könnte.

Am besten macht es Herr Dertel. Seine Parole ist: Gesteigerter Zollwucher — selbstverständlich! Aber er hat noch einen Hergenswunsch: „Wenn die Regierung eine Wahlparole ausgibt, so wird man wohl erwarten können, daß sich die so ungemein wichtigen Erfordernisse der Lage, wie Bekämpfung der Sozialdemokratie, in dieser Parole finden.“ Aber natürlich! Den Brotwucher und den Fleischwucher mit Erfolg weitertreiben kann man nicht, wenn man nicht vorher dem Proletariat neue Fesseln schmiedet. Dahin geht der Kurs, und viele denken

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein tolerer Roman von Rudolf Greinz.

55] Nachdruck verboten.

Agnes aber hatte sich fortgeschlichen. Niemand bemerkte sie mehr. Müde und traurig war sie gegangen. Nur das Kosele hing sich fest an ihren Arm. Das Kind verstand es allerdings nicht, was man ihrer Tante Agnes da droben angetan hatte. Bloß das eine wußte sie — man hatte der Agnes weh getan.

Drunten im Erdgeschoß in dem düsteren Hausgang umarmte das Kind Agnes leidenschaftlich und schluchzte: „Geh' nimmer her zu uns! Geh' nimmer her! Sie sein' tag alle böß da bei uns. Der Papa auch. Nur der Großpapa nit. Geh' nimmer her, Tante Agnes!“

Agnes preßte das Kind an sich und weinte mit ihm. Sie weinte über die Schmach, die ihr da droben widerfahren war. Und noch mehr weinte sie über den Franz.

Michael Senn hatte wieder einmal Frieden gestiftet. Er hatte seinen Sohn von den Fäusten der Raffener Süben befreien müssen. Sozial Autorität befahl der alte Senn immer noch, daß der Peter und der Toni von dem Franz abließen, als er sich ins Mittel legte. Wie knurrende Hunde, denen man einen Knochen nimmt, ver-troffen sie sich.

Die Lina hatte noch nachträglich ihrem Mann die rohesten Beschimpfungen ins Gesicht geschleudert. Michael Senn widerstehe es dann immer so an, daß er stillschweigend ging. Er fühlte, daß er gehen mußte. Sonst hätte ihn der Jörn übermannt. Und was er im Jörn getan hätte — diesem Weib getan hätte, das wußte er selber nicht. Zu einem Entschluß war er aber nach dem Vorfall

des letzten Abends gekommen. Der leidenschaftliche Haß und Ingrimm gegen die Frau seines Sohnes war nur noch tiefer geworden. Mühte er es denn wirklich mit ansehen, wie sein Sohn an Leib und Seele zugrunde ging, wie sein Haus dem Untergang geweiht wurde? —

Lange war er in der auf den häßlichen Abend folgenden Nacht in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Mit festen, bröhnenden Schritten, daß der Fußboden ächzte und knarrte.

Michael Senn wollte seine letzte Zuflucht zum Fürstbischöf von Brixen nehmen. Diesem wollte er alles offen und ehrlich unterbreiten, wie es um seinen Sohn und um sein ganzes Haus stand. —

Gleich am nächsten Vormittag ging Michael Senn in das fürstbischöfliche Palais hinüber und suchte um eine Audienz an. Er wurde von dem Sekretär des Fürstbischöfs, einem älteren Kanonikus, freundlich empfangen und auf fünf Uhr nachmittags des gleichen Tages beschieden.

Die Sonne eines reifen Herbsttags lag über Stadt und Tal, als Michael Senn im schwarzen Festtagsgewand den kurzen Weg vom Domplatz zur fürstbischöflichen Hofburg antrat. Er war in schwerer und gedrückter Stimmung. So recht im Gegensatz zu der Natur draußen, die in satter Farbenpracht prangte. Das reife Obst hing an den Bäumen, daß sich unter der Last die Äste bogen. Unter dem Laub der Rebengelände glänzten die Trauben. Der üppige, fruchtbare Herbst des Südens mit seinem tiefblauen, wolkenlosen Himmel. Es war fast noch wie mitten im Sommer. Nur die Blätter verfärbten sich da und dort, und ab- und zu taumelte im leichten Windhauch ein welkes Blatt zu Boden.

Heimliches Schweigen herrschte in der fürstbischöflichen Hofburg. Nur in dem ausgedehnten Garten der Burg, in dem die edelsten Obstsorten reifen, schmetterte heller Vogelklang aus dem großen Vogelhaus, das schon seit alten Zeiten eine besondere Sehenswürdigkeit bildet. In den Wassergräben, die die Burg umsäumen, zogen ein paar

schneeweiße Schwäne einfürmig ihre Bahn. Das war auch schon längst hergebracht. Die Schwäne gehören zur Residenz des Fürstbischöfs, seit man es denkt.

Die mächtigen, eisenschlagenen Torflügel standen offen. Michael Senn überschritt die über den Wassergraben führende Steinbrücke und trat in den herrlichen Arkadengang der Burg. Dann ging er langsam mit wichtigen Schritten die breiten, hellen Treppen empor. Der Kammerdiener meldete ihn beim Fürstbischöf.

Michael Senn wurde rasch vorgelassen. Der Fürstbischöf empfing ihn in seinem Arbeitszimmer, einem einseitigen Gemach mit kostbaren Möbeln in schwerem Barock.

Der Kirchenfürst, ein hagerer, gebeugter Greis, saß in seinem Lehnstuhl, dessen Polsterung mit dunkelroter Seide überzogen war. Ein leises Zittern bewegte die mageren Hände des Fürstbischöfs und den marfanthen Kopf mit dem spärlichen weißen Haar. Das scharf geschnittene Gesicht mit der leicht gebogenen Nase durchzogen die tiefen Furchen des Greisenalters. Es lag etwas Müdes, Weltabgewandtes in den gültigen Zügen. Nur die hellen Augen schauten noch mit fast jugendlicher Lebendigkeit aus dem blauen Antlitz mit der hohen Stirn und dem kräftig vorspringenden Unterkinn. Ueber der Soutane ergänzte auf der Brust die massiv goldene Kette mit dem Bischofskreuz.

Michael Senn näherte sich mit einer tiefen Verbeugung dem Fürstbischöf, der ihm die rechte Hand reichte. Der alte Senn beugte sich darüber und küßte den schweren, goldenen Hirtenring am Zeigefinger der Hand. Der Kirchenfürst war in seinem Stuhl sitzen geblieben. Es war heute nicht das erstemal, daß der alte Senn dem Fürstbischöf gegenüberstand. Er hatte im Lauf der Jahre schon mehrere kürzere Unterredungen rein geschäftlicher Natur gehabt.

„Nehmen Sie Platz, Herr Senn!“ sagte der Fürstbischöf, neigte seine hageren Gestalt noch weiter nach vorn und wies auf einen der gleichfalls mit dunkelroter Seide